

Der Davidstern leuchtet wieder

Auf Spurensuche in Berlins östlicher Mitte

Hier, an dieser Stelle, auf diesem Rasen, stand einmal ein Haus. Dreistöckig war es und dicht an die Straße gebaut. Heute ist dort ein breiter Durchgang zu einem kleinen Park. Aber das ist ja gar kein Park. Ein einziger Grabstein steht noch, da, wo vermutlich sein Grab war. Das Grab des Philosophen Moses Mendelssohn. Hier, Große Hamburger / Ecke Oranienburger, war einst der erste Friedhof, den Berlin seiner jüdischen Gemeinde zugestand.

Geblichen ist von ihm nichts. Rasen. Grabsteine stehen hier schon lange nicht mehr. Und vorn an der Straße erinnert nur noch ein Gedenkstein an die Geschichte jenes fehlenden Hauses: das Altersheim der jüdischen Gemeinde.

1942 machte es die Gestapo zum Sammellager; 56 000 Berliner Juden wurden von hier nach Auschwitz und Theresienstadt verschleppt. 1943 mussten einige von ihnen während einer Vergeltungsaktion die Grabsteine, 3000 sollen es gewesen, auf dem daneben liegenden Friedhof entfernen und tiefe Gräben schaufeln. Die Gebeine ihrer Toten aber und auch die von Gefallenen und Opfern der letzten Kriegstage, sie liegen bis heute unter diesem Rasen.

Spuren in der Mitte Berlins. Zwischen dem Baulärm der Friedrichstraße, dem sich stauenden Verkehr in der Torstraße und nahe dem Alexanderplatz, einstiges Zentrum der Hauptstadt der DDR.

Die Gedenktafel, die Plastik und auch den neuen Grabstein - ich kenne sie aus DDR-Zeiten. Neben dem alten jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee waren sie uns Orte der Mahnung. Wenige Orte. Und wenige Anlässe, zu denen sie "offiziell" aufgesucht wurden. Der "Arbeiter- und Bauernstaat DDR" verstand sich zuallererst als Erbe der Antifaschisten, der Widerstandskämpfer.

Ich stehe im scharfen Frühlingwind, der die Hamburger entlang pfeift, und ein Gespräch vor elf Jahren fällt mir ein. Es war in meiner Redaktion, nur wenige hundert Meter von diesem Ort entfernt. Gerade schrieb ich an einem Beitrag über eine jüdische Gemeinde. War lange mit dem Fotografen herumgezogen, bis wir d a s Bild für die Aufmachung gefunden hatten. Ein Davidstern, eingelassenen in einem

eisernen Zaun, in dem sich die Tropfen eines Regentages fingen. Soviel Verlorenheit, dachten wir, musste doch auch die Leser betroffen machen! Sie haben es nie zu Gesicht bekommen. Wir aber wurden für unsere "Instinktlosigkeit" zur Rechenschaft gezogen. "Zionistische Tendenzen" hieß es - und überhaupt, was sollte das Thema: Juden, das sei doch "ein passives Volk"! Als der Beitrag erschien, hatte die Chefredaktion gründlich geändert. Daneben stand ein sonniges Foto: eine DDR-Stadtszene mit Boulevard, spazierenden, essenden, sich erholenden Menschen.

Wenn ich jetzt um die Ecke biege, durch die Oranienburger laufe, leuchtet mir ein Davidstern entgegen. Er ist weit über die Stadt zu sehen. Die Kuppel und das Gotteshaus darunter stehen nur ein paar Schritte vom alten jüdischen Friedhof entfernt: die Neue Synagoge. An einem Mittwoch, dem 5. September 1866, eingeweiht, war sie die größte Berlins. Hier fanden 3200 Gläubige Platz. Ein Zentrum jüdischen Lebens, wie sich so schnell in einer anderen deutschen Stadt keins finden ließ. - Bis in die Nacht vom 9. zum 10. November 1938, jener Pogromnacht, die die Faschisten zynisch "Kristallnacht" nannten. Da drang ein Trupp SA-Leute in den Trausaal und legte Feuer. Dass es keine Chance hatte, sich auszubreiten, dass die große Berliner Synagoge in jener Nacht nicht ausbrannte, verdanken wir der Zivilcourage eines Berliner Polizisten, des Vorstehers vom zuständigen Polizeirevier 16 am Hackeschen Markt. Der rief nämlich die Feuerwehr und ging zum Tatort - mit ein paar Mann Verstärkung, einer vorgehaltenen Pistole und einem Aktendeckel. In dem lag ein Schriftstück des längst abgedankten Kaisers, das den bedeutenden Kunst- und Kulturwert des Gebäudes unter polizeilichen Schutz stellte.

Ein Schutz übrigens, der auch heute wieder nötig ist. Die Einrichtungen der jüdischen Gemeinde werden Tag und Nacht von Polizisten mit Maschinenpistolen und kugelsicheren Westen bewacht.

Zur Ruine wurde die Neue Synagoge erst nach einem britischen Luftangriff im Jahr 1943. Die Spuren der Zerstörung sind bis heute nicht übertüncht. Sieben Jahre haben die Bauarbeiten gedauert. Nun ist die große Kuppel rekonstruiert, alles andere aber soll ein Torso bleiben.

Wenige Tage erst, seit dem 7. Mai, sind die Pforten wieder geöffnet. Dort, wo einst die Gebetsstätte begann, schützt nun ein durchsichtiges Bauwerk vor

Witterungseinflüssen und lässt die Dimension der einstigen Synagoge ahnen. Ein Ort der Erinnerung und Begegnung.

Ich war dabei, als am 9. November 1988 symbolisch der Grundstein für seinen Wiederaufbau gelegt wurde. Wir waren viele und die wenigsten davon kamen freiwillig: Abordnungen aus umliegenden Betrieben und Institutionen wurden zu dieser Kundgebung in die Oranienburger Straße bestellt. Aus den leisen Gesprächen ringsum klang immer wieder Erstaunen: Viele hatten die Reste jenes riesigen Gebäudes im maurischen Stil noch nie entdeckt.

Für Honecker aber waren wir einfach Publikum, das er brauchte. Er selbst setzte sich an die Spitze der Stiftung "Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum". Dass solche Stiftung von der DDR ins Leben gerufen wurde, hatte vorrangig außenpolitische Gründe: die Oberen suchten Kontakt zu den USA. Eine Brücke dorthin könnte der Jüdische Weltkongress sein, so glaubten sie zumindest.

Dass es allerdings überhaupt noch etwas aufzubauen gab, ist auch auf eine kleine Tafel an der Fassade des östlichen Turmes zurückzuführen. Sie war vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde 1966 angebracht worden, als es Überlegungen gab, die noch stehende Vorderfront des Gebäudes abzureißen, einen Gedenkstein zu setzen und Platz für eine neue Straße zu gewinnen. Die Tafel hängt noch heute dort. Auf ihr heißt es, dass die "Vorderfront dieses Gotteshauses ... für alle Zeiten eine Stätte der Mahnung und Erinnerung bleiben" solle. Damit war das Gebäude für die sich betont antifaschistisch gebende DDR-Regierung tabu - und dämmerte weiter vor sich hin.

Es war ambivalent, wie der "sozialistische deutsche Staat" mit allem Jüdischen umging. Noch heute habe ich sie im Ohr, die Musik zur Sabbatfeier mit dem Leipziger Synagogalchor. Sie lief über viele Jahre jeden Samstagfrüh im DDR-Rundfunk. Es war mein erster Kontakt zu jüdischer Religion und es ist lange Zeit der einzige geblieben. Das "Tagebuch der Anne Frank" aber habe ich bereits als Kind gelesen, wenige Jahre später behandelten wir es auch im Literaturunterricht.

Besuche in ehemaligen Konzentrationslagern, Gespräche mit einstigen Häftlingen gehörten zur Vorbereitung auf die Jugendweihe und waren für 14jährige nahezu obligatorisch. Es liefen beeindruckende Filme in den Kinos und auch im Fernsehprogramm und Konzerte mit den jiddischen Liedern Lin Jaldatis waren fast immer ausverkauft.

In meinem Lebensumfeld aber gab es kaum Juden und wenn, wusste ich es so gut wie nie. Nach der Wende, im New Yorker Stadtteil Brooklyn war es, als ich zum ersten Mal jüdisch-orthodoxes Leben sah und plötzlich begriff: Das muss es in Berlin doch auch gegeben haben. - Es ist einfach ausgelöscht.

170 000 Mitglieder hatte die Berliner Jüdische Gemeinde bis 1933. 100 000 gelang die Emigration, 55 000 wurden ermordet, mindestens 3000 Selbstmorde soll es allein in Berlin gegeben haben. 5 000 überlebten die Lager und etwa 5 000 sollen es sein, die in der Reichshauptstadt versteckt den Faschismus überstehen konnten.

Wer von ihnen kam nach Deutschland zurück? Wer entschied sich für die Sowjetische Besatzungszone, für die DDR? Es waren ganz wenige. Meist jene, die ihre Hoffnung auf ein besseres, sozialistisches Deutschland setzten.

Menschen, die sich politisch engagierten, denen jüdische Gemeinden fremd geworden waren, so wie alle Religionsgemeinschaften. In aller erster Linie verstanden sie sich als Sozialisten oder Kommunisten - nicht als Juden. Den Identitätsverlust spürte oft die zweite Generation, die Kinder der Überlebenden. Manche erfuhren sogar erst beim Tod ihrer Eltern, beim Ordnen des Nachlasses, von ihrer jüdischen Herkunft.

Sie suchten, fragten nach - und einige schlossen sich noch vor der Wende zu einer kleinen Gruppe zusammen. "Wir für uns" hieß die provokatorisch; es entstanden Gesprächskreise, wurde Theater gespielt, es gab Vorträge über die eigene verschollene Geschichte. Menschen auf der Suche nach ihren Wurzeln.

Selbstverständlich gab es jüdische Gemeinden in der DDR, aber nicht einmal in jeder Großstadt. Es fehlte an Gläubigen, etwa 3000 waren es noch in den 80er Jahren. In Ostberlin mit seinen 1,2 Millionen Einwohnern hatte die jüdische Gemeinde etwa 200 Mitglieder, 150 davon längst im Rentenalter. Aber es gab eine Jugendgruppe und eine Kindergruppe, es gab Feste und Vorträge, Familientreffen und natürlich ein religiöses Leben. Eine ganz eigene Struktur, die die kleine Gruppe zusammen hielt. Und wenn beim einzigen koscheren Fleischer in Ostberlin geschlachtet wurde - der Schächter dafür musste übrigens extra aus Budapest kommen - dann wurden zuallererst die Mitglieder der jüdischen Gemeinde und deren Angehörige bedient. Danach hatten Diplomaten Zutritt, erst dann konnte die übrige Bevölkerung einkaufen.

Ihren Sitz übrigens hatte diese Gemeinde schon immer hier. In der Oranienburger Straße, neben der Ruine der Neuen Synagoge.

Die Hauseingänge neben dem Gebäude von Synagoge und Gemeinde sind abenteuerliche Pfade ins "Hinterland". Über verschachtelte Höfe mit einstigen Ställen und Werkstätten, mit Fabrikgebäuden hinauf zur Auguststraße. Die grauen Hauswände hier haben den Krieg noch immer nicht vergessen, Einschüsse reichen nicht selten bis in die zweite Etage.

Die verfallenden Industrieböfe in denen spätestens seit der Wende kein Senf und kein Essig mehr hergestellt und auch keine Schaltschränke mehr zusammengesteckt werden, wirken irgendwie schon wieder romantisch. In manche, seit Jahren leerstehende Häuser oder Wohnungen haben sich Vereine eingerichtet, haben junge Leute ihre Bleibe gesucht. Mit ihnen ist Leben zurückgekehrt auf die Höfe und in die Straßen. Hier finden sich Bänke und ausrangierte Stühle, bemalte Tische und skurrile, phantasievolle, verrückte Installationen. Hier gibt es Wein, Bier oder Espresso. Und allermeistens jemand zum reden.

All das ist neu - früher habe ich hier kaum jemanden getroffen. Ein paar alte Leute, die noch ausharrten, wenige Studenten. Dieses Gebiet inmitten der DDR-Hauptstadt schien fernab von allem. Nur um "Clärchens Ballhaus" in der Auguststraße gab es allabendlich Trubel. Hier trafen sich schon immer die Einsamen aus ganz Ostberlin und die Paare aus der Nachbarschaft. Hier wurde gesucht, gefunden und immer sehr direkt zur Sache gegangen. Das zumindest ist so geblieben.

Aber sonst? Die verfallenden Straßen des Gebietes, was einst Spandauer Vorstadt hieß, war zu DDR-Zeiten ein vergessener Ort. Dass die Spuren eines der wichtigsten Zentren jüdischen Lebens hier in der Auguststraße entdeckt und dass seine Geschichte aufgeschrieben wurde, ist den neugierigen Nachfragen einer einstigen Schülerin zu verdanken. Sie schrieb darüber ein Buch und irgendwann wurde auch im Innenhof eine Tafel aufgehängt. Hier, im Schulgebäude Auguststraße 14-16, war im vergangenen Jahrhundert das Krankenhaus der jüdischen Gemeinde, das bald eine der modernsten medizinischen Einrichtungen Europas wurde. Der Gebäudekomplex wurde im Verlauf der Jahrzehnte zu einem der wichtigsten Anlaufpunkte Berliner Juden; hier, im Haus Nummer 17, war auch, neben vielen anderen Einrichtungen, der Zentrale jüdische Arbeitsnachweis untergebracht, eine Stelle, die alle Neuankömmlinge aufsuchen mussten.

Im Hinterhaus der 14 - 16 entstand nach dem ersten Weltkrieg ein Aufnahmeheim für ostjüdische Flüchtlinge. Im Laufe der Jahre wurde es zum Kinderheim AHAWAH, das hebräische Wort für Liebe. Von den Nazis 1938 geschlossen, mussten hier viele Menschen auf ihre Deportation warten. Ab dem Sommer 1943 galt die Auguststraße als "judenrein".

Ganz haben sie die Spuren nie auslöschen können. Im Hinterhaus der Tucholsky-Straße 40 steht bis heute die Jugendstilfassade mit einem Davidstern. Reste der einstigen Synagoge der Gemeinde Addas Jisroel. 800 Plätze hatte dieser Tempel, der erst Jahrzehnte nach der Neuen Synagoge errichtet wurde. Hier trafen sich die orthodoxen Gläubigen. Jene, die ihren Gottesdienst nicht in Deutsch, sondern im altehrwürdigen Hebräisch abhielten und sich streng an die überlieferten Gesetze hielten. Im Vorderhaus befanden sich das Rabbinerseminar und eine angesehene Bibliothek.

Was war denn hier zu DDR-Zeiten? frage ich den Polizisten, der den Eingang bewacht. "Hier haben die Honeckeristen logiert", meint er abschätzig. Eine Tafel an der Außenfront gab es damals nicht. Firmen schraubten ihre Zeichen an: VEB Wärmeversorgung, Interwerbung, Textilcommerz. Und auch die Synagoge, die der Pogromnacht 1938 im Schatten des Hinterhofes entgangen war, stand bis 1967. Erst dann wurde sie abgetragen. Wegen Baufälligkeit, so sagte man.

Unmittelbar nach der Wende, noch 1989, wurde Addas Jisroel wieder in ihre Rechte eingesetzt, die ihr von den Nazis 1939 entzogen worden waren. Sie hat die Arbeit an den historischen Stätten wieder aufgenommen. Im Haus an der Tucholskystraße gibt es nun das Beth-Cafe mit koscheren Speisen und Getränken. Ein Schaufenster verweist auf das kleine Geschäft um die Ecke, in dem koschere Lebensmittel und jüdisches Gebrauchsgut verkauft werden: "KOLBO", das heißt "Alles drin".

Wer die Auguststraße weiter hinaufgeht, trifft wieder auf die Große Hamburger. Die ist nicht länger als 40 Hausnummern und gehörte nie zu den vornehmen Berliner Straßen. Dafür aber hat sie ein ganz besonderes Aushängeschild, das man nicht im Stadtplan findet: Toleranzstraße sagen die, die sie lange kennen. Drei Konfessionen auf 300 m in guter Nachbarschaft! Da steht das katholische St.-Hedwigs-Krankenhaus, dessen Schwestern nicht wenigen Verfolgten halfen. Ein Arzt wurde erschossen, weil er einem Juden, der sich ins Krankenhaus geflüchtet hatte, mit Binden und Gips umwickelte, um ihn vor der drohenden Deportation zu schützen.

Schräg gegenüber die evangelische Sophienkirche. Die konnte letztlich nur gebaut werden, weil die jüdische Gemeinde großzügig ein Stück ihres brachliegenden Friedhofslandes dafür schenkte.

Zwischen diesem Friedhof und der Kirchengemeinde liegt seit 1863 eine Schule. Knabenschule war sie lange Zeit, die erste jüdische Freischule, von Moses Mendelssohn mitbegründet, zog hier ein.

1933 wurde sie von 470 Jungen besucht. Wenige Jahre später waren es über tausend, und es waren Mädchen dazugekommen. Nicht freiwillig - jüdische Kinder wurden immer aggressiver aus anderen Schulen verdrängt. Dann, 1942, das Verbot aller jüdischen Schulen - auch dieses Haus wurde Ausgangsort für Deportationen.

Die Kinder sind hierher zurückgekehrt. Laut, lärmend und fröhlich, Knaben, Mädchen und auch nicht nur Juden. Seit dem Schuljahr 93/94 besteht hier neben einer Realschule das erste jüdische Gymnasium Deutschlands. Eine Privatschule, die allen offen steht und - da sie vom Berliner Senat gefördert wird - ist sie für alle bezahlbar.

Das ist auch nötig. Nicht wenige der Schüler sind Kinder von Emigranten, die erst seit kurzem eingereist sind, Kinder russischer Juden. Die meisten sprechen erst einmal weder deutsch noch hebräisch, und jüdische Traditionen sind ihnen so gut wie unbekannt.

Dennoch sind ihre Familien der lebhafteste Zustrom in den letzten Jahren, der die Arbeit der Berliner Jüdischen Gemeinde beeinflusst hat. Und er hat ihre Mitgliederzahl mehr als verdoppelt - auf über Zehntausend.

Sie liegt übrigens nur ein paar Straßen weiter, jene Straße, die schon zu Beginn unseres Jahrhunderts bis nach Russland hinein bekannt war: die Grenadierstraße. Heute heißt sie Almstadtstraße und niemand sieht ihr an, was sie einmal gewesen ist: Anlaufpunkt und Zentrum jüdischer Einwanderer in Berlin. Von Pogromen aus Polen, Russland, Galizien vertrieben, kamen sie zu Hunderten - und zogen weiter. Nach Palästina, die USA, Südafrika, Australien. Die Ärmsten aber blieben in der Grenadierstraße hängen.

Ich kann es mir einfach nicht mehr vorstellen. Die Fotos, die ich in der Hand halte, zeigen eine enge, laute, volle Gasse. Koschere Fleischer, Kramläden, Gemüseauslagen, jiddische Inschriften. Stühle auf der Straße, alte Männer mit schwarzen Hüten und geringelten Löckchen und immer, immer wieder Kinder. Es war

die Straße mit dutzenden kleinen Betstuben in den Hinterhäusern; die hier wohnten, gingen nicht hinüber in die vornehme, neumodische, große Synagoge.

Das Shtetl ist weg.

In den 80er Jahren kam die Abrissbirne, wurden die zerfallenden Häuser, von denen viele längst leer standen, zusammengeschoben. Die Wohnungen in den neuen, dreistöckigen Plattenbauten waren gefragt: moderne Bäder, moderne Heizung und mitten im Zentrum.

Spuren? In der Almstadtstraße 16 hat ein Bewohner im Hof mit Steinen einen Davidstern gestaltet. Will erinnern an einstige jüdische Bewohner und an die Betstuben, die es in diesem Haus gab. Darunter die größte der ganzen Straße: Talmud Thora Ez Hajim. Eine längst vergessene Vergangenheit - gäbe es nicht jenen Stern auf dem Hof. Und ein altes vergilbtes Foto: Kolonialwaren - Benjamin Feingold. Es gibt inzwischen etliche, die sich auf die Suche nach Spuren begeben haben. Einige haben bereits zu DDR-Zeiten eine wahre Sisyphusarbeit geleistet haben. Der Ostberliner Schriftsteller Heinz Knobloch, mit dessen Büchern in der Hand sich dieser Ort wunderbar erkunden lässt. Die Journalistin Regina Scheer, die die Geschichte der AHAWAH erforschte. Und natürlich vor allem die jüdische Gemeinde, die schon immer über eine umfangreiche Bibliothek und ein Archiv verfügte. Neu sind Vereine, wie der jüdische Kulturverein und jener, der sich mit der Erforschung des Scheunenviertels und seiner jüdischen Geschichte beschäftigt.

Vor allem durch sie ist so manche Erinnerung in den letzten Jahren dazugekommen. Die Tafel beispielsweise an einem Durchgang zu den Hackeschen Höfen: "In diesem Haus befand sich die Blindenwerkstatt von Otto Weidt. Hier arbeiteten in den Jahren 1940 bis 45 vornehmlich jüdische Blinde und Taubstumme. Unter Einsatz seines Lebens beschützte Weidt sie und tat alles, um sie vor dem sicheren Tod zu retten. Mehrere Menschen verdanken ihm das Überleben."

Wieder an der Oranienburger. Es ist Abend geworden. Am "Tacheles", der umstrittenen Künstlerruine, ist kaum noch Durchkommen. Hier trifft sich die Szene, und längst ist hier ein Anziehungspunkt für Touristen aus aller Welt. In Kneipen wie Silberstein, Orange, Assel und dem jüdischen Restaurant Oren findet sich jetzt kaum noch Platz. Aber auch Betrieb auf dem Bürgersteig entlang der Synagoge: die

Schönen der Nacht haben Aufstellung genommen. Das traditionelle Gewerbe auf der Oranienburger.

Viele Besucher sehen über die schrille Meile nicht hinaus. Was sich ihnen an jüdischem Leben mitteilt, einstigem und heutigem, kommt von der Neuen Synagoge und den Einrichtungen der Gemeinde links und rechts. Keine Signale aus dem Hinterland. Die wenigen Spuren sind noch immer schwer zu finden.

Dabei wird doch in dieser Stadt gerade über ein nationales Denkmal zur Erinnerung an den Holocaust diskutiert. In der Mitte Berlins soll es liegen, auf einem Platz, größer als ein Fußballfeld, gleich neben dem Brandenburger Tor. Alle Kunstschaffenden Deutschlands waren aufgerufen, Über 1300 forderten die Ausschreibungsunterlagen an, 528 Wettbewerbsbeiträge gingen bei der Jury ein. 15 Millionen DM sind eingeplant. Noch steht eine Entscheidung zwischen den beiden prämierten Entwürfen aus: Das gewaltige Geviert aus rostigen Eisenträgern mit ausgestanzten Buchstaben der Vernichtungslager oder die riesige Grabplatte, in die "nach und nach" alle vorhandenen Namen der ermordeten Juden eingraviert werden? Beides setzt gewaltige Zeichen nach draußen.

Aber regen sie wirklich zum Nachdenken an, machen sie wirklich betroffen? Wünschen würde ich mir, dass wir uns alle auf Spurensuche begeben. Und das Verschwundene wieder sichtbar machen. Öffentlich.

Gislinde Schwarz

Basler Magazin, 13. Mai 1995